

Herman Koch



DER GRABEN

Roman

Aus dem
Niederländischen
von Christiane Kuby
und Herbert Post

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2018

Der Roman erschien 2016 unter dem Titel
»De greppel« bei Ambo Anthos, Amsterdam

© 2016 Herman Koch

All rights reserved

Aus dem Niederländischen von

Christiane Kuby und Herbert Post

© 2018, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf
in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm
oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter
Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © czarny_bez/Fotolia.com

Autorenfoto: © Annaleen Louwes

Gesetzt aus der Albertina

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-05082-0

1

Ich nenne sie Sylvia. Das ist nicht ihr richtiger Name – ihr richtiger Name würde nur ablenken. Die Leute verbinden alles Mögliche mit Namen, vor allem wenn es keine einheimischen sind, wenn sie keine Ahnung haben, wie man sie ausspricht, geschweige denn, wie man sie schreibt.

Sagen wir, dass es kein holländischer Name ist. Meine Frau stammt nicht aus den Niederlanden. Woher sie kommt, darüber hülle ich mich vorläufig noch in Schweigen. Natürlich wissen die Leute aus unserem näheren Umkreis, wo sie herkommt. Und auch denen, die regelmäßig Zeitung lesen und Nachrichten sehen, kann es kaum entgangen sein. Doch die meisten haben ein kurzes Gedächtnis. Vielleicht haben sie es mal gehört, aber wieder vergessen.

Robert Walter, hat der nicht eine ausländische Frau?

Ja, in der Tat, das stimmt, aus ... aus ... Na sag schon ...

Die Leute verbinden alles Mögliche mit fremden Ländern. Jedes ist mit je eigenen Vorurteilen behaftet. Je südlicher oder östlicher, desto größer die Vorurteile. Das fängt schon mit Belgien an. Muss ich hier noch wiederholen, welche Vorurteile wir gegen Belgier haben? Gegen Deutsche, Franzosen, Italiener? Weiter östlich und südlich nehmen die Menschen allmählich eine andere Farbe an. Zuerst betrifft es nur das Haar, das dunkler und schließlich pechschwarz wird. Dann passiert das Gleiche auch mit der Hautfarbe.

Richtung Osten wird sie gelber, Richtung Süden nur immer dunkler.

Und es wird wärmer. Südlich von Paris steigt die Temperatur. Wenn es heiß ist, fällt das Arbeiten schwer. Dann setzen wir uns lieber ein wenig in den Schatten der Palme dort. Noch südlicher arbeiten wir überhaupt nicht mehr. Wir ruhen uns vor allem aus.

»Sylvia« war ursprünglich die zweite Wahl für den Namen unserer Tochter. Der zweite Name von dreien, der, den wir ihr gegeben hätten, wenn wir sie nicht Diana genannt hätten. Oder anders gesagt: Wenn wir statt einer drei Töchter bekommen hätten, hätten wir sie Diana, Sylvia und Julia genannt. Für eventuelle Söhne hatten wir auch drei Namen, aber die nenne ich hier nicht. Denn wir haben keine Söhne. Wir haben auch keine Töchter. Wir haben nur Diana.

Es liegt auf der Hand, dass auch Diana nicht der richtige Name unserer Tochter ist. In erster Linie, um ihre Privatsphäre zu schützen – sie soll ihr eigenes Leben leben, was schwierig genug ist mit einem Vater wie mir. Aber es ist kein Zufall, dass alle drei Namen aus drei Silben bestehen und alle auf a enden. Bei der Wahl des Namens (des richtigen) habe ich ein Zugeständnis gemacht: Ich war der Meinung, meine Frau hat es schon schwer genug in der Fremde, ich wollte sie nicht auch noch mit einer Tochter mit holländischem Namen belasten. Ein Name aus ihrem Land sollte es sein. Ein vertrauter Name, den sie täglich aussprechen konnte, ein warmer Klang zwischen all dem herzlosen Gegurgel und schroffen Geräusper, das wir die niederländische Sprache nennen.

Das Gleiche gilt für den Namen meiner Frau. Denn nicht nur in sie, sondern auch in ihren Namen hatte ich mich sofort verliebt. Ich spreche ihn so oft wie möglich aus, früher einmal sogar mitten in der Nacht, als ich mutterseelenallein in einer Pension übernachtete, weil in ihrem Elternhaus kein Platz für mich war. Es liegt am Klang, der die Mitte hält zwischen

schmelzender Schokolade und einem Kaminfeuer, sowohl was den Geschmack als auch was den Geruch betrifft. Wenn ich sie nicht mit ihrem Vornamen anspreche, nenne ich sie »mein Schatz« – nicht auf Holländisch, nein, auf Holländisch würde ich das nur mit größter Mühe über die Lippen bringen und höchstens ironisch, etwa wie in: »Das hättest du dir vielleicht besser vorher überlegen sollen, mein Schatz.«

Aber in der Sprache meiner Frau klingt »mein Schatz« genauso, wie es klingen sollte. Wie der Name einer Süßspeise oder eher noch wie der eines warmen, klebrigen Getränks, das ein angenehmes Brennen in der Speiseröhre hinterlässt, und zugleich weckt es Assoziationen mit einer warmen Decke, in die man jemanden hüllt: *Komm zu mir, mein Schatz.*

Meine Frau, Sylvia! – allmählich gewöhne ich mich schon an ihren neuen Namen – kommt aus einem Land, das ich vorläufig hier nicht nennen werde. Ein Land, gegen das es eine ganze Reihe von Vorurteilen gibt. Positive wie negative. Von »leidenschaftlich« und »temperamentvoll« ist es nur ein kleiner Schritt zu »hitzköpfig«. Den *crime passionnel*, das Verbrechen aus Leidenschaft, siedeln wir doch eher in südlichen und östlichen Gefilden an als im Norden. In manchen Ländern drehen die Leute nun einmal schneller durch als bei uns, zuerst sind es nur laute Stimmen in der Nacht, dann aber blitzt auch schon ein Messer im Mondlicht. Der Lebensstandard ist niedriger als bei uns, das Gefälle zwischen Arm und Reich enorm, Diebstahl stößt auf mehr Verständnis, der Täter allerdings auf weniger – er kann sich glücklich preisen, wenn er der Polizei in die Hände fällt, bevor der Bestohlene sein Mütchen an ihm kühlt.

Nun ist es gewiss nicht so, dass ich selber ganz frei von Vorurteilen bin, obwohl ich das aufgrund meiner Funktion eigentlich sein müsste – aber ich weiß mir zumindest den Anschein zu geben. Mit jeder Bevölkerungsgruppe unserer Stadt habe ich inzwischen eine Tasse Tee (oder ein Bier oder

etwas Stärkeres) getrunken, zu einer Musik geschunkelt, die nicht die meine ist, ein undefinierbares Fleischgericht mit der Hand zum Mund geführt – aber deswegen bin ich noch lange nicht frei von Vorurteilen. Ich habe sie immer gepflegt als etwas, das untrennbar zu mir gehört. Oder besser gesagt: Ohne sie wäre ich ein anderer Mensch. Jeden Ausländer betrachte ich zunächst mit dem natürlichen Argwohn des Bauern, der sieht, wie sich ein Fremder seinem Hof nähert. Kommt der Fremde mit friedlichen Absichten oder muss ich die Hunde auf ihn hetzen?

Jetzt aber hat sich etwas ereignet, das alles infrage stellt. Etwas, das meine Frau betrifft. Etwas, das vielleicht mehr mit ihrem Herkunftsland, ihrer Heimat, zu tun hat, als mir lieb ist – mit ihrem kulturellen Hintergrund, sage ich vorsichtig, um das Wort *Volkscharakter* nicht in den Mund zu nehmen. Zumindest vorläufig nicht.

Ich frage mich, inwieweit ich es ihr persönlich übel nehmen muss, oder ob es aufs Konto ihrer Heimat geht.

Dabei habe ich meine Zweifel, ob ich das eine noch vom anderen trennen kann – ob ich das überhaupt je wieder können werde. Ob ich anders reagiert hätte, wenn Sylvia eine ganz normale Holländerin wäre.

Manchmal ist ein Vorurteil ein mildernder Umstand, manchmal ein erschwerender. *So sind diese Leute nun einmal, es liegt ihnen im Blut.* Was ihnen alles genau im Blut liegt, kann jeder selber ergänzen: der Hang zum Diebstahl oder zur Messerstecherei, zur Lüge, zum Misshandeln von Frauen, zum Verprügeln von Angehörigen bestimmter Bevölkerungsgruppen, die nicht aus ihrem rückständigen Dorf stammen, grausame Spielchen mit Tieren, religiöse Praktiken, bei denen Blut fließt, Selbstverstümmelung, zu viele Goldzähne, Zwangsverheiratung der eigenen Kinder; andererseits aber auch das Essen, das so viel besser schmeckt als bei uns, die durchgefeierten Nächte, das Gefühl, *man lebt nur einmal, und morgen sind*

wir vielleicht tot, die Musik, die mitreißender, melancholischer klingt, einem ans Herz geht, Männer, die sich eine bestimmte Frau in den Kopf gesetzt haben und nie mehr von ihr loskommen, Frauen, die nur diesen einen Mann wollen, man sieht es in ihren Augen, in ihren feurigen Blicken – nur dich, dich, dich will ich, komm heut Nacht zu mir, ich lass das Fenster offen –, aber wehe, sie erwischen ihren Ehemann mit einer anderen, und schon stecken sie ihm ein Messer zwischen die Rippen oder schneiden ihm im Schlaf die Hoden ab.

Und so gehört es sich natürlich auch, denke ich im Stillen, ich, der ich frei von Vorurteilen sein möchte, aber es nicht bin – auch nie gewesen bin. Und was, wenn diese Vorurteile sich plötzlich gegen einen selbst kehren? Wie reagiert man dann? Als Holländer, der sich damit brüstet, anderen Völkern und Kulturen gegenüber tolerant und verständnisvoll zu sein? Oder eher so, wie es dem Land, dem »Volkscharakter« der anderen, entspricht?

Bis jetzt habe ich immer daneben gelegen. Nacht für Nacht habe ich mein Bett mit meinen Vorurteilen geteilt. Aber was, wenn du frühmorgens aufwachst und das Bett neben dir ist unbeschlafen? Es ist noch dunkel, durch die Vorhänge fällt ein Streifen Licht von der Straßenlaterne auf die zurückgeschlagene Decke. *Verdammt, wie spät ist es? Sie hätte schon längst zurück sein müssen.*

Du spitzt die Ohren, hörst nackte Füße auf dem Flur, aber es ist nur deine Tochter, die jetzt an die Tür klopft.

»Wo ist Mama?«, fragt sie.

»Ich weiß es nicht«, antwortest du wahrheitsgemäß.

2

Es ereignete sich am Donnerstag, dem 16. Januar, beim Neujahrsempfang. Warum so spät?, fragte ich das erste Mal nach meiner Ernennung und auch später noch ein paarmal. Warum so spät im Monat, wo gerade alle erleichtert aufatmen, weil die Neujahrsempfänge wieder für ein Jahr hinter uns liegen? Die genaue Antwort habe ich vergessen. Irgendwas mit Tradition. Das sei nun einmal so, sagte der Stadtdirektor, wie ich mich vage erinnere (genau genommen war es der *vorige* Stadtdirektor, denn eine unserer ersten Aufgaben im neuen Jahr bestand gerade darin, einen Nachfolger für ihn zu finden). Dabei zuckte er mit den Schultern, doch aus seinem Blick las ich etwas anderes. Darum nicht, sagte der Blick, als würde der Stadtdirektor zu einem Kind reden, das wissen möchte, warum es vor dem Essen nicht noch fünf Minuten draußen spielen darf.

Alle waren sie da. Vom »Dreigespann« – so wurde das Triumvirat genannt, das aus dem Polizeipräsidenten, dem Oberstaatsanwalt und mir bestand – sah ich fürs Erste nur den Oberstaatsanwalt. Er stand beim Büfett und warf sich mit einer Hand Erd- oder Cocktailnüsse in den Mund. In den Käsewürfeln und Heringstücken steckten rot-weiß-blaue Fähnchen.

So weit ich das mit einem Blick überschauen konnte, waren schon alle Dezernenten da wie auch die meisten Ratsmit-

glieder. Außerdem einige Vertreter der Wirtschaft, Leute aus dem Kunstsektor und der Vorsitzende von Ajax. Er würde bestimmt früher oder später von der Meisterschaftsfeier anfangen. Von der Meisterschaftsfeier des vergangenen Jahres, um genau zu sein, die schon drei Mal hintereinander auf einem freien Gelände neben der ArenA, dem Ajax-Stadion, stattgefunden hatte, eingeklemmt zwischen der Heineken Music Hall und dem Büroturm der Deutschen Bank – einem Zugloch. Der ArenA Boulevard saugt die Luft an, der Turm und das Stadion tun das Übrige. An stillen Tagen ist das Gelände die ideale Spielwiese für Windhosen und Mini-Tornados. Sand, Zeitungen, leere Pommies- und Hamburgertüten werden in die Höhe gewirbelt, wo sie ihre Runden drehen, bis der Wind sich zu langweilen beginnt und sie ein paar Hundert Meter weiter wieder hinwirft – nicht selten auf die Köpfe der Leute, die zwischen Media Markt, Decathlon und Perry Sport einkaufen.

Ich wurde ausgepiffen. Zu Recht ausgepiffen. Mir wurde klar, dass mir eine gravierende Fehleinschätzung unterlaufen war, ich hatte mich zu rasch den Argumenten der beiden anderen Mitglieder des Dreigespanns angeschlossen. Die Stadt. Die Innenstadt. Das Sicherheitsrisiko. Aber die Meisterfeier eines Fußballvereins gehört nun einmal in die Innenstadt. Auf dem Leidseplein, auf dem Balkon der Stadsschouwburg recken Spieler und Trainer vor den jubelnden Fans der Reihe nach die Meisterschale in die Höhe. Doch in den vergangenen Jahren waren diese Events immer aus dem Ruder gelaufen. Bus- und Tram-Wartehäuschen waren demoliert, Blumenkübel durch Schaufenster geworfen worden. Es hatte Plünderungen gegeben. Betrunkene und bekiffte Hooligans waren auf die Lichtmasten geklettert. Und als krönenden Abschluss hatte die berittene Polizei zum Angriff geblasen, als gelte es, ein von Indianern belagertes Fort zu befreien. Es sei zu »lebensgefährlichen Situationen« gekommen, zitierten die

Zeitungen am nächsten Tag den Polizeipräsidenten. Es hätte noch viel schlimmer kommen können. Schwerverletzte. Tote.

Daher die Brachfläche mit den Windhosen. Hier gab es wenig zu demolieren, und der ArenA Boulevard mit seinen verlockenden Schaufenstern war durch Einsatzkräfte der Bereitschaftspolizei leicht abzuschirmen. In der Innenstadt mit ihren vielen verwinkelten Gassen war das weitaus schwieriger. Aber das Ganze machte einen furchtbar traurigen Eindruck, trotz der roten Fackeln, der Rauchschwaden und der verzweifelt zwischen den hohen Gebäuden umherirrenden Beats von Bob Marleys »Three Little Birds«. Vor allem abends in den Nachrichten war das gut zu erkennen, die Bilder gingen um die Welt: Ajax war zwar nicht mehr die Großmacht im europäischen Fußball, die es in den Siebzigern und Mitte der Neunzigerjahre gewesen war, aber noch immer ein legendärer Name, der mit Respekt ausgesprochen wurde. Die ganze Welt würde sehen, dass die Meisterfeier des besten Fußballvereins der Niederlande auf einem öden Parkplatz stattfand.

Meine Frau begleitet mich immer zum Neujahrsempfang. Obwohl sie nicht die geringste Lust dazu hat – das gilt eigentlich für alle offiziellen Veranstaltungen. Sylvia hat nie »die Frau von« sein wollen, die Frau im Schatten; sie führt am liebsten ihr eigenes Leben, und wir versuchen, ihr Auftreten in der Öffentlichkeit auf ein Minimum zu beschränken. Doch der Neujahrsempfang ist eine Ausnahme. Sie weiß, wie sehr ich mich bei solchen Veranstaltungen immer langweile. Ich kann einfach nichts dagegen machen. Das Glas in der Hand. Die Schale mit den Nüsschen. Das Gerede über nichts – man sieht es mir garantiert schon von Weitem an, dass ich am liebsten so schnell wie möglich wieder verschwinden würde. »Du musst sagen, wenn du es möchtest«, sagt sie immer. »Wenn du wirklich möchtest, dass ich dabei bin, dann komme ich mit. Deinetwegen.«

So haben wir die Rollen verteilt. So haben wir es verab-

redet. Wenn ich mein kläglichstes Gesicht aufsetze und sie mit dem gespielt flehenden Blick ansehe, den ich ausschließlich für Notfälle reserviere, weiß Sylvia sofort, was die Glocke geschlagen hat. Sagen muss ich dann nichts mehr. »Lass gut sein«, erklärt sie. »Ich komme mit. Was soll ich anziehen?«

Ausländische Staatsoberhäupter übernehme ich locker alleine, die Eröffnung einer neuen U-Bahn-Station, die Verabschiedung eines Museumsdirektors, den siebzigsten Geburtstag eines Dirigenten ebenfalls. Die Staatsoberhäupter machen oft einen etwas verlorenen Eindruck, sie haben dann schon einen halben Tag in Gesellschaft unseres Ministerpräsidenten in Den Haag hinter sich. Und nach diesem halben Tag haben sich das Staatsoberhaupt und der Ministerpräsident ganz offensichtlich nichts mehr zu sagen. Die Langeweile schwebt wie ein geruchloses, aber tödliches Gas über ihnen. Ich kann es ihnen nachempfinden, den Staatsoberhäuptern. Auch ich habe schon einmal einen halben Tag mit dem Ministerpräsidenten verbracht. Nein, keinen halben Tag, höchstens ein paar Stunden, bei einem Abendessen, bei einer Rundfahrt durch die Grachten, einer Filmpremiere. Man wirft etwas rein, und es kommt immer etwas raus – aber selten ist es in irgendeiner Weise verwertbar. Solche Menschen gibt es: Man sagt etwas zu ihnen, und sie antworten sofort, zu rasch vielleicht, sie nehmen sich zum Nachdenken keine Zeit. Womöglich haben sie Angst vor der Stille, ich weiß es nicht, schon die Stille einer halben Sekunde kommt ihnen wie eine Ewigkeit vor. Auf alle Fälle bin ich nicht der Einzige, auch die ausländischen Staatsoberhäupter machen sich nach ein paar Stunden in der Gesellschaft unseres Ministerpräsidenten auf die Suche nach etwas oder jemand anderem – und sei es frische Luft.

Ich muss hier zunächst etwas von mir selbst berichten. Etwas, das ohne nähere Erläuterung als reine Eitelkeit aufgefasst werden könnte, es aber bestimmt nicht ist. Ich werde versuchen, mich an die Fakten zu halten. Tatsache ist zum Beispiel,

dass man sich in meiner Gegenwart nicht so leicht langweilt. Ich bemerke die suchenden Blicke der Staatsoberhäupter, noch stehen sie beim Ministerpräsidenten und dem Außenminister, aber sie wollen weg, sie hören schon nicht mehr zu, sie starren mit glasigen Augen ins Leere. Vielleicht würden sie sich jetzt am liebsten hinlegen oder, da das unmöglich ist, einen doppelten Wodka kippen und auf dem Balkon eine Zigarette rauchen. Ich brauche nur abzuwarten, bis der glasige suchende Blick auf mich fällt, da kann ich die Uhr nach stellen. Ich strahle es aus, ich brauche nichts dafür zu tun, es ist mir vom Gesicht abzulesen: Auch ich halte es hier kaum noch aus, auch ich langweile mich schrecklich.

Sie lösen sich aus ihrer Gesellschaft und kommen auf mich zu. »Herr Bürgermeister ...«, heben sie an, meinen Namen haben sie natürlich vergessen, das nehme ich ihnen nicht übel. »Robert«, sage ich und deute mit dem Kopf in Richtung Balkon. »Eine Zigarette?« Ich habe zwar schon vor zwanzig Jahren mit dem Rauchen aufgehört, aber für Notfälle habe ich immer ein Päckchen und ein Feuerzeug dabei.

Auf dem Weg zum Balkon winke ich einem der Ober, die mit Tablett mit Gläsern Rot- und Weißwein, Wasser und Orangensaft herumgehen.

»Oder für Sie vielleicht etwas anderes?«, wende ich mich an das Staatsoberhaupt. »Wodka, Whisky? Vielleicht einen Cognac? Für mich einen doppelten Wodka«, sage ich zum Ober, um es dem Staatsoberhaupt leichter zu machen. »Wenn es geht, tiefgekühlt. Sonst mit Eis. Wir sind drüben, auf dem Balkon.«

Nein, mit den offiziellen Besuchen der Präsidenten, Premiers, Bürgermeister und Mitglieder ausländischer Königshäuser werde ich auch ohne meine Frau fertig. Hin und wieder mache ich eine Ausnahme: wenn sie selber andeutet, sie würde mich liebend gern begleiten. Als Barack Obama kam beispielsweise. »Du musst mir versprechen, dass du mich mit-

nimmst, wenn Obama kommt«, hatte sie gesagt. »Wieso?«, hatte ich gefragt, obwohl ich die Antwort kannte. »Der ist einfach angenehm anzuschauen, mein Schatz«, sagte sie. »Das finden alle Frauen.« – »Wie George Clooney?«, fragte ich. »Wie George Clooney«, sagte sie, »obwohl ich mir Obama nicht so leicht in einem Nespresso-Werbeclip vorstellen kann.«

Wenn allerdings Mitglieder unseres Königshauses nach Amsterdam kommen, möchte ich Sylvia immer unbedingt an meiner Seite haben. Ich weiß nicht, woran es liegt, aber in Gesellschaft dieser Weißwein schlürfenden, Bier vernichtenden und kettenrauchenden Familie verschlägt es mir buchstäblich die Sprache. Ich ziehe geräuschvoll die Luft ein. Es juckt mich da, wo ich gerade nicht hinkann. Wie ein Mückenstich unter einem Gipsverband. Der Schweiß bricht mir aus, die feuchten Flecken werden sichtbar, und das bringt mich nur noch mehr zum Schwitzen. Ich gehe aufs Klo, knöpfe das Hemd auf und reibe mir mit Papiertüchern mehr schlecht als recht Brust, Achselhöhlen und Bauch trocken. Ich trödle so lange wie möglich, schließe mich in einer Kabine ein und lese die Nachrichten auf der Teletext-App meines iPhones, obwohl mir kein einziger Bericht wirklich ins Bewusstsein dringt. Lieber Gott, lass diesen Tag an mir vorübergehen, flüstere ich vor mich hin oder Worte ähnlichen Inhalts.

Manchmal geht es einem im Kino so: Man weiß schon nach zehn Minuten, dass der Film nichts taugt, man will weg, bleibt aber sitzen. Vielleicht wird er ja doch besser, sagt man sich, obwohl der Körper schon ganz auf die Flucht eingestellt ist.

Mit Sylvia an meiner Seite lässt es sich dann gerade noch aushalten. Sie ist nie um ein Wort verlegen. Alle ihre Landsleute sind flotte Plauderer, es fällt ihnen so leicht wie das Atmen. Sie erkundigt sich bei der Prinzessin, inzwischen Königin, wo sie ihre Schuhe gekauft hat. Mit dem Prinzen, inzwischen König, plaudert sie über die Fasanenjagd. Hilfreich ist, dass in ihrer Kultur das Verhältnis zur Jagd anders ist als

bei uns. Unkomplizierter. Da, wo meine Frau herkommt, ist die Erkenntnis, dass das Fleisch auf dem Teller von einstmaligen lebenden Tieren stammt, stärker ausgeprägt als bei uns. Weil es noch nicht so lange her ist, dass man dort auf die Jagd gehen musste, um etwas in den Magen zu bekommen, erlaube ich mir zu denken.

Was sich auf dem Neujahrsempfang ereignete, war Folgendes: Ich kam in der Tat mit dem Vorsitzenden von Ajax ins Gespräch. Meine Frau erklärte, sie gehe mal kurz zum Büfett. »Kann ich euch etwas mitbringen?«, fragte sie noch, doch wir schüttelten beide den Kopf.

Noch keine Minute später – ich hatte dem Vorsitzenden gerade versichert, die Meisterfeier werde in diesem Jahr auf jeden Fall in der Stadt stattfinden, trotz der möglichen Bedenken der anderen beiden Mitglieder des Dreigespanns – schaute ich mich suchend nach ihr um und entdeckte sie nicht in der Nähe des Büfetts, sondern weiter hinten bei der Tür, die zum Foyer des Rathauses und den Toiletten führt. Ihr Gesprächspartner stand halb mit dem Rücken zu mir; es war ein Mann, aber wer es war, das konnte ich nicht erkennen. Doch als Sylvia die Bierflasche hob und mit seiner anstieß und der Mann sich umdrehte und in den Saal blickte, erkannte ich den Dezernten Maarten van Hoogstraten.

»Wir als Verein würden uns natürlich sehr freuen, wenn die Meisterfeier wieder in der Innenstadt stattfindet«, hörte ich den Ajax-Vorsitzenden sagen. »Und wir werden alles tun, damit sie friedlich über die Bühne geht. Krawalle sind selbstverständlich für die Marke Ajax keine gute Reklame.«

»Es geht mir auch um die Stadt«, sagte ich. »Natürlich muss man noch abwarten, aber es wäre der fünfte Landestitel in Folge. Das wird im In- und Ausland viel Beachtung finden. Da möchte man keine Bilder von einem trübseligen Parkplatz sehen, sondern Grachten, das Rijksmuseum, das Concertgebouw, die Stadsschouwburg.«

Ich zählte bis drei und blickte noch einmal zu der Stelle an der Tür hinten im Saal. Meine Frau warf gerade den Kopf in den Nacken und lachte, der Dezerrent umfasste mit der Hand ihren Ellenbogen und flüsterte ihr etwas ins Ohr.

»Da Sie selber davon sprechen«, sagte der Vorsitzende. »Es wäre ja tatsächlich das fünfte Mal, also sollten wir uns etwas Besonderes einfallen lassen. Eine Rundfahrt durch die Grachten beispielsweise.«

Jetzt schaute Sylvia um sich, ihr Blick musterte die Anwesenden. Suchte sie mich? Oder wollte sie sich nur vergewissern, dass niemand auf sie und den Dezerrenten achtete? Für den Bruchteil einer Sekunde war ich mir hundertprozentig sicher, dass unsere Blicke sich kreuzten, doch im nächsten Moment sah sie schon wieder weg. Hatte sie mich gesehen? Oder tat sie nur so, als hätte sie mich nicht gesehen?

»Ich sage jetzt nicht, daran habe ich auch schon gedacht«, sagte ich. »Aber eine Rundfahrt ist genau das, was mir vorschwebt. Tausende entlang der Grachten. Die Fernsehzuschauer in Frankreich, Italien, China und Amerika bekommen einen wunderbaren Eindruck von Amsterdam. Natürlich müssen Hubschrauber alles von oben filmen. Aber nehmen Sie es mir nicht übel, wir können uns gleich weiter darüber unterhalten, aber ich muss jetzt doch unbedingt ...« Ich zeigte auf einen imaginären Gast am Büfett.

»Selbstverständlich. Sie müssen weiter. Hiermit bin ich schon sehr zufrieden. Darf ich das, was wir besprochen haben, dem Vorstand unterbreiten, oder ist es dafür noch zu früh?«

»Warten Sie noch ein bisschen damit. Ich werde es der Form halber erst noch dem Dreigespann vorlegen. Sie hören so bald wie möglich von mir.«

Ich machte ein paar Schritte diagonal nach vorne, Richtung Büfett, und bog dann links ab. Mit gesenktem Kopf, damit niemand den Versuch unternahm, mich aufzuhalten, bahnte ich mir einen Weg durchs Gedränge.

»Maarten«, sagte ich.

»Robert ...«

Ich hatte mich meiner Frau und dem Dezernenten ungesehen genähert, mit einem letzten Schritt tauchte ich in ihrem Blickfeld auf.

»Langweilst du dich?«, fragte meine Frau.

Ich studierte ihr Gesicht. Suchte nach Anzeichen, die etwas verraten könnten: ein leises Erröten, ein Blinzeln mit den Augen oder nur eine kaum zu verhehlende Verärgerung, weil ich ihr gemütliches Tête-à-Tête störte.

»Ja, ich langweile mich«, sagte ich. »Ich könnte locker schon wieder nach Hause.«

»Aber wir sind doch gerade erst gekommen!«

Maarten van Hoogstraten sah mich an, ich erwartete, dass er jetzt auch Sylvia ansehen würde – aber das tat er nicht.

»Ich muss los ...«, sagte er. »Ich muss noch ... Ich wollte eigentlich für Lodewijk etwas zu trinken holen. Hätte schon längst zurück sein müssen.«

Wieder berührte er meine Frau kurz am Ellenbogen.

»Sylvia«, sagte er.

Dann stieß er mit seiner Bierflasche mit mir an.

»Robert.«

Und weg war er.

»Wir gehen«, sagte ich.

»Aber das kannst du doch nicht machen, oder?«

»O doch, das kann ich. Du gehst aufs Klo, ich bleibe noch fünf Minuten. Hinter den Toiletten ist die Nottreppe, zwei Stockwerke nach unten und wir stehen draußen.«

»Ist was, Robert? Fühlst du dich nicht gut?«

»Ich fühle mich prima. Aber es ist mir gerade alles etwas zu viel. Heute ist einfach nicht mein Tag. Und wir haben das doch schon öfter gemacht, Sylvia. Die Hochzeit von Bernhard und Christine, weißt du noch?«

»Ja. Und bei der Krönung.«

Auf dem Empfang nach der Trauung meines besten Freundes und seiner dritten Frau hatten wir uns erst in einen Nebenraum verdrückt und waren dann im Abstand von fünf Minuten auf die Gracht hinausgeschlichen. Und bei der Krönung von Willem-Alexander waren wir durch eine Seitentür entkommen, hatten das erste Stück rennend zurückgelegt und waren dann in eine Kneipe abgetaucht.

Der Trick bestand darin, dass man sich von niemandem verabschiedete. Einfach verschwand. Die Gäste nahmen an, man sei noch da. Vielleicht war man ja in der Küche oder im Obergeschoss, wo die laute Musik spielte.

»Sehe ich dich in fünf Minuten?«, fragte ich.

»Ja«, sagte sie.

3

An jenem Abend im Bett – meine Frau war noch im Bad – spulte ich die Szene mindestens zehnmal in meinem Kopf ab. Erst von vorne nach hinten, dann von hinten nach vorne. In Zeitlupe. Bild für Bild. Dann der Moment, als meine Frau von mir zum Dezernenten blickte. Beziehungsweise es gerade nicht tat, korrigierte ich mich.

»Sylvia.« Mit der freien Hand berührte Maarten van Hoogstraten beim Abschied noch kurz ihren Ellenbogen. Noch einmal ihren Ellenbogen, konnte ich mir nicht verkneifen zu denken. Schon zum zweiten Mal! In der anderen Hand hielt er die Bierflasche. Eine Flasche, aber kein Glas. Um die Hände frei zu haben, durchfuhr es mich. Und jetzt, im Bett, mit geschlossenen Augen, wieder. Um auf alle Fälle eine Hand frei zu haben, mit der er die Frauen anfassen konnte. Die Frau des Bürgermeisters. Die rechtmäßige Ehefrau des Bürgermeisters, dachte ich ganz kurz, schob aber den Gedanken so rasch beiseite, wie er gekommen war.

»Robert.« Jetzt sah Van Hoogstraten mich an, er hob die Flasche und stieß sie mit der Unterseite an meine.

Er müsse los, verkündete er. Ich hatte mich kaum zu ihnen gestellt, und schon machte er sich davon. Mit einer völlig übertriebenen, fadenscheinigen Ausrede. Irgendwas von einem Drink, den er jemandem bringen müsse. Nichts, was nicht auch ein paar Minuten warten konnte.

Irgendetwas stimmte nicht, aber was?

Nachdem wir das Rathaus durch den Haupteingang verlassen hatten, spazierten wir Richtung Rembrandtplein.

»Ob sie dich schon vermissen?«, fragte meine Frau, als wir über die Blauwbrug gingen. Eine ganz normale Frage – zu normal vielleicht. Wir wussten es ja; wir wussten beide, dass wir nirgends vermisst wurden. *Wo warst du?*, fragen die Leute manchmal am Tag nach einer Party. *Ich habe dich nicht mehr gesehen.* Am besten antwortet man mit einer Gegenfrage: *Und wo warst du? Ich habe dich überall gesucht. Auf dem Balkon. In der Küche. Ich habe mich sogar noch eine ganze Weile in dem Raum unterhalten, in dem die Mäntel lagen. Mit ..., na, wie heißt sie doch gleich ... die mit den langen Schneidezähnen ...*

»Ich glaube nicht«, antwortete ich so neutral wie möglich. »Nur Leute, die sich viel zu wichtig nehmen, meinen, man würde sie überall vermissen.«

Ein spätes Fahrgastschiff fuhr unter der Brücke hindurch, Kerzen auf allen Tischen – höchstwahrscheinlich wurden den Gästen billiger Rotwein und Käsewürfel mit Senf serviert. Es war so still auf der Brücke, dass ich mir einbildete, mein Herz hämmern zu hören. Um es hinter mich zu bringen, hätte ich Sylvia einfach fragen können. *Wie lange habt ihr schon miteinander?* Je direkter die Frage, desto aufschlussreicher die Reaktion. Ich konnte die Sache auch vorsichtiger angehen. *Ihr hattet ja mächtig Spaß, du und Maarten. Worum ging es?* Aber ich wusste, wovor ich Angst hatte. Meine Frau würde mich auslachen. *Ich bitte dich, Robert, das ist nicht dein Ernst!* Sie würde losprusten, und ich würde nicht feststellen können, was das Rot auf ihren Wangen verursacht hatte.

Aber sie könnte auch ganz anders reagieren. Gekränkt. *Das kannst du doch nicht wirklich meinen. Ich und Maarten van Hoogstraten? Wofür hältst du mich?* Sie könnte in Tränen ausbrechen. Ein paar schimmernde Tropfen würden schon genügen. Ich würde nicht mehr weiter fragen. Ich würde wahrscheinlich

stammeln, es täte mir schrecklich leid, auf diesen idiotischen Gedanken gekommen zu sein. Sie und Maarten van Hoogstraten! Es war auch ein idiotischer Verdacht, der jeder Grundlage entbehrte. Meine Frau hatte sich auf dem Neujahrsempfang mit einem meiner Dezenten unterhalten. Sie hatten sich ganz offensichtlich amüsiert. Meine Frau hatte den Kopf zurückgeworfen und laut gelacht über etwas, was der Dezent gesagt hatte. Es war zwar schwer vorstellbar, denn Maarten van Hoogstraten hatte nicht gerade den Ruf eines Witzboldes, aber theoretisch war es auch wieder nicht ganz unmöglich. Der Dezent hatte sich für meine Frau ins Zeug gelegt und war über sich hinausgewachsen. Er hatte eine intelligente Frau zum Lachen gebracht. Keine geringe Leistung. Doch was genau hatte er gesagt? Ja, das wollte ich jetzt wirklich wissen. Was um alles in der Welt war so witzig gewesen, dass meine Frau den Kopf in den Nacken geworfen hatte und in Gelächter ausgebrochen war?

Wir überquerten den Rembrandtplein und kamen am Café Schiller vorbei. Ich schlug vor, noch etwas zu trinken, so beiläufig wie nur möglich, ohne langsamer zu gehen und ohne sie anzuschauen. Doch ich achtete wie ein Luchs auf ihre Reaktion. Wenn sie eine Affäre mit dem Dezenten Van Hoogstraten hatte, würde sie dann nicht viel lieber rasch nach Hause wollen? Ins Bett mit einem Buch oder noch das Ende einer späten Talkshow im Fernsehen – alles, um nur nicht reden zu müssen, keine Frage gestellt zu bekommen, die sie nicht beantworten könnte, ohne rot zu werden. Ich hatte nicht nur Angst, sie könnte mich auslachen oder in Tränen ausbrechen, Angst hatte ich vor etwas ganz anderem: dass sie, ohne mit der Wimper zu zucken, die Affäre eingestehen würde. Vielleicht sogar mit den gleichen, allzu bekannten Worten, die man normalerweise nur in Fernsehserien oder Filmen hört, doch nie und nimmer im eigenen Leben.

Ja, Robert, Maarten und ich haben was miteinander. Schon eine

ganze Weile. Er hat es seiner Frau noch nicht gesagt, aber er wird sie verlassen. Und ich verlasse dich. Ich hätte nicht gedacht, dass ich dir das einmal sagen muss, aber es stimmt: Ich liebe einen anderen. Maarten und ich, wir lieben uns.

Nach diesen Sätzen würde mein Leben zu Ende sein. Mein ganzes Leben, alles, was ich hatte. Ich dachte an unsere Tochter, an Diana. Sie machte in diesem Jahr ihr Abitur. Ich hörte mich zu meiner Frau sagen: *Sollen wir es ihr erst nach dem Abi sagen? Sonst bringt es sie vielleicht zu sehr durcheinander.*

Ja, mein Leben würde aufhören. Unser Leben. Das Leben, wie wir es bis dahin zu dritt gelebt hatten. Meine Tochter würde sich heulend in ihr Zimmer einschließen. Und obwohl ihre Mutter die Hauptschuldige wäre, würde sie auch mich nie mehr so ansehen wie früher. Wir waren ihre Eltern, wir hatten gemeinsam alles vermasselt. So war es doch? Wäre Sylvia mit mir glücklich gewesen, dann hätte sie sich doch nie in einen anderen Mann verliebt? Auch Diana hatte eine glückliche Kindheit gehabt, durch unsere bedingungslose Liebe hatte sie ein gesundes Selbstvertrauen. Unsere Liebe zueinander und unsere gemeinsame Liebe zu ihr. Sie stand mit beiden Beinen fest im Leben, so fest, dass sie nicht einmal in der Pubertät das Bedürfnis hatte, sich gegen uns aufzulehnen. Abends drängte sie sich zwischen uns auf die Couch, den Kopf an meiner Schulter, die Beine über die ihrer Mutter. Doch etwas von all dem würde rückwirkend unwiderruflich in die Brüche gehen, wenn meine Frau das Haus verließ und zum Dezernenten zog. Vielleicht würde Diana am Anfang noch für mich Partei ergreifen, doch so, wie es sich kein Vater wünscht: aus Mitleid mit dem betrogenen Ehemann. *Armer Papa.* Vielleicht würde sie noch ein paar Monate für mich kochen, meine Wäsche waschen, meine Hemden bügeln. Sie würde Bemerkungen über meinen Dreitagebart machen, über die Menge Spirituosen, die ich mir aus Wut und Kummer hinter die Binde goss. *Wenn du dich selber sehen könntest, Papa! Und riechen. So willst du*

doch gar nicht sein. Schließlich würde sie allen Respekt vor mir verlieren, vielleicht nicht ihre Liebe, aber die würde höchstens noch aus Mitgefühl bestehen. Wie für ein angefahrenes Haustier, eine Katze mit gelähmtem Hinterleib, einen Alten, der nicht mehr alleine aufs Klo gehen kann. Und nach den ersten Monaten würde auch sie mich im Stich lassen. Im Nachhinein würde sich ihr ganzes so geborgenes Leben in ihrem Elternhaus als große Lüge herausstellen. So geht das nun einmal. Auch wenn erst ganz am Schluss etwas schief läuft. Aber vielleicht war es ja auch davor nicht ganz so perfekt gewesen, wie es den Anschein hatte. Wer weiß, vielleicht war es nicht das erste Mal, dass so etwas passierte. Vielleicht war sie damals nur zu klein, zu naiv, zu lieb gewesen, um etwas davon mitzukriegen. Ihre Eltern, ihre perfekten Eltern, die sie gegenüber ihren Freunden und Freundinnen immer in den höchsten Tönen gelobt hatte, Eltern, die sich von denen derselben Freunde und Freundinnen so positiv abhoben, von Eltern, die sich schon lange getrennt hatten oder sich ständig stritten – auch ihre Eltern hatten sich schließlich als genauso verdorbene und verächtliche Geschöpfe erwiesen.

»Also gut, noch eins«, sagte meine Frau. »Aber wirklich nur eins. Ich bin müde und möchte nicht zu spät ins Bett.«

Wir fanden einen Tisch ganz hinten, wo sonst niemand war. Nicht ungünstig, konnte ich nicht umhin, zu denken, falls gleich jemand in Tränen ausbrach. Wenn einer von uns beiden den anderen anschrie. *Guck nicht gleich hin, aber an dem Tisch dahinten in der Ecke, da sitzt der Bürgermeister. Und die Frau ist wahrscheinlich seine Ehefrau. Sie haben ganz eindeutig Zoff. Ich glaube, sie weint.*

Sylvia bestellte Rotwein, ich Bier.

»Mein Gott, war das wieder schlimm«, sagte ich. »Ich kann das einfach nicht. Vielleicht hätten sie mich bei der Bewerbungsrunde fragen sollen: ›Vertragen Sie Empfänge, auf denen Leute mit einem Glas in der Hand Small Talk von sich

geben? Nein? Wirklich nicht? Dann scheint es uns unvernünftig, Sie zum Bürgermeister zu ernennen. Drei Viertel der Zeit werden Sie mit einem Glas in der Hand über Gott und die Welt reden müssen.«

Den Blick, den mir meine Frau jetzt zuwarf, konnte ich nur als *liebevoll* bezeichnen. Ich hatte beschlossen, mich möglichst normal zu verhalten, oder besser gesagt: mich ganz darauf zu konzentrieren, mich genauso wie immer zu verhalten – und unterdessen scharf aufzupassen.

»Was ist? Warum lachst du?«, fragte ich.

»Nichts. Ich kann es dir immer gleich ansehen. Wenn du wegwillst. Und du guckst jetzt immer noch so. Du kannst es einfach nicht verbergen. Du kannst eigentlich nichts verbergen. Dein Gesicht ist ein offenes Buch. Komisch ist das.«

Ich hörte meiner Frau zu. Ich hörte jedes Wort. Jeden Satz. Und soweit es die Zeit erlaubte, spulte ich jedes Wort und jeden Satz noch ein zweites Mal in meinem Kopf ab. Das erste Mal hörte ich ihr zu, als wäre nichts passiert, als würden wir einfach noch ein letztes Glas trinken, der Bürgermeister und seine Frau, die sich von einem stinklangweiligen Neujahrsempfang heimlich davongemacht hatten. So nett, wie sie da jetzt saßen und den Abend ausklingen ließen, so froh, dass sie tatsächlich abgehauen waren – und wie glücklich die beiden noch waren nach so vielen gemeinsamen Jahren.

Das zweite Mal lauschte ich den Sätzen, als hätten sie noch eine zweite Bedeutung. Als würde meine Frau nur schauspielern und als müsste sie sich furchtbar anstrengen, um möglichst normal klingende Sätze über die Lippen zu kriegen. Wenn sie schauspielerte, dann machte sie das außergewöhnlich gut. Aber übertrieb sie ihre Begeisterung über mein Bände sprechendes Gesicht nicht ein bisschen?

Ich könnte mit der Tür ins Haus fallen, sie in einem unbewachten Augenblick überraschen. *Off guard*. Nein, doch nicht, es war noch zu früh, entschied ich eine halbe Sekunde später.

Erst noch über Gott und die Welt, warten bis zum zweiten Bier. Ich musste vor allem meinen Gesichtsausdruck unter Kontrolle halten. Es stimmte, sie hatte völlig recht, mein Gesicht war ein offenes Buch. *Worüber hast du eigentlich mit Maarten van Hoogstraten geredet? Ihr habt euch ja ordentlich amüsiert.* Wenn ich dabei eine falsche Miene aufsetzte, würde ich alles verderben. Am besten wäre es, ich würde erst ein Lächeln auf mein Gesicht bringen. Kein Politikerlächeln, sondern ein echtes. Das war schwierig genug. Alle Politiker, die ein Medientraining absolviert hatten, hatten dieses Lächeln geprobt. Aber man sah es immer sofort, es war nicht echt, die Augen lachten nie mit, das Lächeln klebte auf dem Gesicht wie ein Sticker auf einer im Preis reduzierten DVD.

Ich habe kein Medientraining absolviert. Ich bin ein sogenanntes Naturtalent. Ein Naturtalent braucht kein Medientraining. Kein Schnickschnack lautet meine Devise. Wenn ich mich über die Frage eines Journalisten ärgere, kann man mir die Verärgerung ansehen. Wenn ich über etwas lachen muss, lache ich. Ich mag es im Allgemeinen nicht, mich im Fernsehen zu sehen, aber manchmal lässt sich das nicht vermeiden. Ich sehe mein Gesicht bei einem regionalen Nachrichtensender oder in der Tagesschau, und wie kritisch ich mich auch betrachte, ich sehe sofort, dass alles stimmt. Die richtige Distanz bei einer Frage über unangebrachte Sprechchöre während eines Fußballspiels, der tiefe, aufrichtige Seufzer nach der so undsovielten Liquidierung in dem sich schon Monate hinziehenden Kampf um die Vorherrschaft in der Unterwelt, aber vielleicht vor allem der perfekt getroffene Ton meiner kurzen Rede beim letzten Totengedenktag. Jeder merkte, dass es mir ernst war, weil es mir ernst war, so einfach ist es manchmal. Und bevor ich die Rede hielt und vor den zwei Schweigeminuten sah man vielleicht mein echtestes Gesicht, als ich mit dem Königspaar aus dem Palast trat, auf dem kurzen Gang zum Monument. Ich ging neben ihnen her, aber an mei-

nem Gesicht, nein, an meiner ganzen Körperhaltung war abzulesen, dass ich mich distanzierte, dass ich nicht zu ihnen gehörte. *Ich gehe hier, weil das Protokoll es verlangt*, sagte mein Gesicht, sagte auch der Abstand, den ich zum Königspaar einhielt. *Wenn ich mich einmal unglücklich oder einsam fühle, wären das wirklich die allerletzten, die ich anrufen würde.*

Ich hatte mein Bier längst ausgetrunken, meine Frau ließ sich noch Zeit mit ihrem Rotwein.

»Sollen wir uns noch einen genehmigen?«, fragte ich.

»Sag mal, dieser Maarten van Hoogstraten«, sagte meine Frau. »Ich dachte immer, der hat überhaupt keinen Humor. Das hast du mir auch schon öfter gesagt. Aber er hat mir da vorhin eine Story erzählt, ich konnte mich gar nicht mehr einbringen. Nein, wirklich, das hätte ich ihm nicht zugetraut.«

Und während Sylvia erzählte und ich der Kellnerin winkte und noch ein Bier und einen Rotwein bestellte, musste ich mich richtig anstrengen, um nicht ganz ungehemmt loszulachen – und mich selbst und meinen Argwohn dadurch zu verraten.

Denn was konnte die Tatsache, dass meine Frau mir jetzt ausführlich die »lustige Story« vom Dezernenten Van Hoogstraten erzählte (irgendwas über das Kaninchen seiner Kinder, das das HDMI-Kabel vom Fernseher durchgenagt hatte – ich hörte nur halb zu, in Momenten großer Erleichterung hören wir immer nur halb zu), anderes bedeuten, als dass ich mich wegen nichts und wieder nichts verrückt gemacht hatte?

»Ich wusste nicht, worüber ich mehr lachen sollte«, hörte ich meine Frau sagen, »über das Kaninchen oder über Maarten, der es einzufangen versuchte. Ich meine, er ist doch ein etwas steifer Mann. Nein, nicht steif: geradlinig. Jemand, der sich in seiner Haut nicht ganz wohlfühlt. Ich stellte mir jedenfalls vor, wie er unter das Sofa kriecht und vergeblich nach dem Kaninchen grapscht, und da bekam ich einen Lachanfall. Er machte ein Gesicht, als wollte er sagen: So komisch war die

Geschichte nun auch wieder nicht. Aber es war wirklich eine komische Geschichte, er erzählte sie mit Humor, und doch war es zum Teil auch unfreiwillig komisch. Und jetzt denke ich: ob er es gemerkt hat, dass ich nicht nur über seine Story lachte, sondern auch ein bisschen über ihn? Dass ich ihn auslachte?«

Unwillkürlich grinste ich jetzt wohl doch, ich konnte nichts dagegen machen. Meine Frau und der Dezerent Van Hoogstraten! Wie war ich bloß auf die Idee gekommen? Irgendwann, vielleicht in einem Jahr, würde ich es ihr als eine Art Anekdote erzählen. *Weißt du, bei dem Neujahrsempfang, als du dich mit Maarten van Hoogstraten unterhieltst, weißt du, was ich damals ganz kurz gedacht habe?* Nein, beschloss ich im selben Moment im Café Schiller, ich würde es ihr nie beichten. Nie und nimmer! Sie würde es bestimmt als Beleidigung auffassen.

»Ich würde mir deswegen keine Sorgen machen«, sagte ich stattdessen. »Er hat in der Tat etwas Geradliniges, wie du zu Recht sagst. Solche Typen hören immer nur eine Bedeutung. Ich wette, er platzt jetzt vor Stolz, dass er dich zum Lachen gebracht hat.«

Eine Frau wie dich, hätte ich beinahe hinzugefügt. Eine Frau, die einen geradlinigen Holländer durchschaut, als ob er aus Glas wäre.

4

An jenem Abend im Bett spulte ich, wie gesagt, die ganze Szene noch mal in meinem Kopf ab – aber inzwischen in der beruhigenden Gewissheit, dass ich mich wegen nichts aufgeregt hatte. Ich fing mit dem Ende an, bei dem Moment, als wir das Café Schiller verließen und Sylvia mir auf der Straße den Arm gab. So schlenderten wir die paar letzten Hundert Meter nach Hause, ein ganz normales Ehepaar in gesetztem Alter, das noch untergehakt geht. Nicht um einander zu stützen, sondern aus Liebe, aus Zuneigung, weil beide, Mann und Frau, diese Nähe angenehm finden.

Haben wir noch etwas geredet? Kaum. Das Thema Van Hoogstraten hatten wir jedenfalls schon vorher im Café abgehakt. Mein Gedächtnis ist eine meiner starken Seiten, ich behalte viel, manchmal mehr als nötig. Von einer sechswöchigen Reise durch den Westen der Vereinigten Staaten vor mehr als zwanzig Jahren erinnere ich mich an jedes Städtchen und jedes Dorf, wo wir übernachtet, jedes Motel, jedes Restaurant, wo wir gegessen haben. Das war vor Dianas Geburt, wir rauchten beide noch, das Armaturenbrett unseres Chevrolet Lumina war übersät mit angebrochenen Marlboro-Schachteln. Was hat man davon?, könnte man fragen. Aber für mich hat es etwas Angenehmes, Beruhigendes: der Gedanke, dass sich nicht alles in Luft auflöst. Nachts im Bett, wenn ich nicht schlafen kann, mache ich die ganze Reise noch einmal, von

der Landung in Los Angeles, der Happy Hour im Hotel, den fünf oder sechs Margaritas, die wir dort tranken, der Hitze am nächsten Tag auf dem Weg nach Las Vegas, den schier endlosen Güterzügen, den nackten roten Felsen in den Nationalparks, Zion Park, Bryce Canyon, bis zu den Bisons und dem speienden Geysir im Yellowstone Park. Eine Erinnerung wie ein Film, ohne Hilfe von Fotos. Nein, für uns keine Fotoalben, keine Ordnung, kein chronologisch dokumentierter Urlaub, keine genauen Daten, keine gewollt witzigen Untertitel, alles liegt in Schachteln, in denen nur selten gekramt wird: höchstens fünf oder sechs Mal in den vergangenen zwanzig Jahren, schätze ich.

Dabei handelt es sich um das sogenannte Langzeitgedächtnis, um das Kurzzeitgedächtnis ist es in meinem Alter – ich bin im letzten Jahr sechzig geworden – schlechter bestellt: wo ich meine Lesebrille hingelegt habe, mein Handy, die Fahrradschlüssel – ich stehe im Bad, da wollte ich doch irgendwas holen, irgendwas machen, wahrscheinlich habe ich etwas gesucht. Aber was?

So rekonstruierte ich auch jetzt schrittweise, in umgekehrter Reihenfolge, den Augenblick, in dem ich unten den Schlüssel ins Schloss steckte. Die Straßenlaternen an der Gracht, die schwarzen Äste der Bäume, eine Ente zwischen den geparkten Autos, die vor uns erschrak und laut quakend ins Wasser sprang. *Ich finde ihn eigentlich ganz nett.* Das sagte meine Frau, ja, denn zwischen Rembrandtplein und unserem Haus unterhielten wir uns über den neuen Freund unserer Tochter. *Ich mag es, dass er kein waschechter Holländer ist.*

»Neuer Freund« stimmte nicht ganz, »erster echter Freund« schon eher. Die Jungen kamen und gingen, sie standen für Diana Schlange, manchmal blieb einer zum Essen da und sagte kein Wort, höchstens »Vielen Dank, Frau Walter ...«. Oder: »Vielleicht European Studies, Herr Walter ...« Wenn sie die Zunge hätten rauhängen lassen können, hätten sie es getan.

Sie konnten es einfach nicht glauben, dass sie mit einem Mädchen wie unserer Diana am selben Tisch saßen. Aber es dauerte selten länger als ein paar Wochen, am Tisch erschienen sie jedenfalls nie mehr.

Zwei Monate, das war schon etwas Besonderes. In diesen zwei Monaten war der neue Freund mindestens schon fünfmal zum Essen dageblieben. Und im Unterschied zu den schmachtenden Jungen vor ihm unterhielt er sich ganz normal mit uns. Er sagte weder zu viel noch zu wenig, war kein arroganter Schnösel, der wie ein Wasserfall redete. Er war höflich, ein bisschen verlegen vielleicht; auch nachdem ich ihn wiederholt aufgefordert hatte, mich zu duzen, blieb er beim Sie. Schließlich ließ ich es dabei bewenden, wahrscheinlich lag es an seiner Erziehung und war das einfacher für ihn, dachte ich – bis er vor drei Tagen, wir saßen auf der Couch und sahen im Fernsehen *Expedition Robinson*, auf einmal »Sylvia« zu meiner Frau sagte. »Diese Schwimmerin ist wirklich ein hoffnungsloser Fall, das finde ich auch, Sylvia«, sagte er über eine der Teilnehmerinnen. »Die muss so schnell wie möglich raus.«

Wie meine Frau mochte auch ich den neuen Jungen. Das will in meinem Fall etwas heißen. Ich habe mir oft genug vorgestellt, wie ich reagieren würde, wenn meine Tochter einen weniger netten Jungen mit nach Hause bringen würde. Es wäre mir anzumerken: Ich würde dem weniger netten Jungen die Hand schütteln und dazu ein Gesicht machen, als würde ich an einer Tüte ranziger Milch riechen. *Weit über das Haltbarkeitsdatum* würde jeder, vor allem aber meine Tochter in meinem Gesicht lesen können.

Doch bei dem neuen Jungen brauchte ich mir keine Sorgen zu machen, jedenfalls nicht wegen meines Gesichtsausdrucks. Das erste Mal, als wir uns die Hand gaben, sah er mich offen und unbefangen an und sagte dann seinen Namen. Aber ich sah es sofort. So offen und unbefangen, wusste ich aus eigener Erfahrung, gucken nur verlegene Menschen. Diesen Blick

hatte ich schließlich oft genug selber vorm Spiegel eingeübt. Und tatsächlich blickte der Junge sofort zu Boden, ließ meine Hand los, sah wieder auf und lächelte. Und dieses Lächeln war zwar nicht ganz unbefangen, dafür aber entwaffnend echt. Er hatte es auch bemerkt, gab er mir durch sein Lächeln zu verstehen. Es war wie die Begrüßung zwischen Motorradfahrern oder Joggern, die kurz die Hand heben, wenn sie sich begegnen. Verlegene Menschen können ihre Verlegenheit manchmal sehr lange vor der Außenwelt verbergen, aber niemals vor jemandem, der genauso verlegen ist wie sie.

Dass meine Frau auf unserem kurzen Gang vom Café Schiller nach Hause gesagt hatte, sie finde den Jungen nett, weil er kein waschechter Holländer sei, hatte mich überrascht. Einerseits war das in Anbetracht ihres eigenen Hintergrunds ja verständlich, auf der anderen Seite sind gerade in ihrer Kultur die Vorurteile gegen andere Kulturen viel stärker ausgeprägt als bei uns. Oder anders gesagt: Vorurteile gegen das Hegen von Vorurteilen gab es bei ihnen noch nicht. Alles diente dem Erhalt der eigenen Art. Wen ein Junge oder Mädchen mit nach Hause brachte, wurde im Land meiner Frau auf einer empfindlicheren Waage gewogen als bei uns. Fremdes Blut wurde mit einem gewissen Argwohn beäugt. Wer von außerhalb kam, konnte schließlich die eigene Art schwächen.

»Weißt du, was Diana mir neulich erzählt hat?«, fragte sie, als wir die letzten drei Stufen zur Haustür hinaufgingen. »Dass er ihr immer die Tür aufhält. Zur Kneipe. Zum Restaurant. Er schiebt ihr sogar den Stuhl hin. Und wenn er das Auto geparkt hat, geht er gleich auf die andere Seite und öffnet ihr die Tür.«

Will er etwa Taxifahrer werden? Die Frage lag mir auf der Zunge, aber ich hielt mich zurück – es war nicht der richtige Moment für Sarkasmus. Da, auf der Schwelle unserer Wohnung, der Dienstwohnung, dachte ich ganz kurz an Maarten van Hoogstraten, aber inzwischen nur noch wie an etwas, das schon weit hinter dem Horizont verschwunden ist; wie man

an einen Besuch bei der Dentalhygienikerin denkt, nachdem das Zahnfleisch noch nachglüht, so rosig und frisch, als hätte man einen langen Strandspaziergang gemacht.

Holländischer als Maarten van Hoogstraten war einfach undenkbar. Holländischer als ein Kopf Endiviensalat nach einer Frostnacht, ein Paar Holzschuhe mit Windmühlen vorne drauf, Käse, Milch, Butterbrote, ein Eisloch, ein Keks zum Tee und die Keksdose gleich wieder zu.

Ich öffnete die Haustür, ging schnell hinein und hielt sie dann für meine Frau auf.

»Bitte nach Ihnen«, sagte ich.

5

Und da, im Bett, als Sylvia im Bad gerade die elektrische Zahnbürste einschaltete, da wusste ich es auf einmal.

Was nicht stimmte.

Beim Zurückspulen des Abends war ich beim Café Schiller angekommen, nicht bei dem Moment, als wir wieder rausgingen, sondern vorher, als wir auf dem Rembrandtplein stehen geblieben waren und ich noch einen kleinen Umtrunk vorgeschlagen hatte.

Und sie nach einem winzigen Zögern zugestimmt hatte.

So weit war alles in Ordnung. Wenn sich meine Frau darüber im Klaren war, dass ich sie einer Affäre verdächtigte, hätte sie tunlichst vermieden, meinen Vorschlag, noch einen trinken zu gehen, abzulehnen.

Aber in der halben Sekunde oder weniger, die das Zögern dauerte, hatte sie mich nicht angesehen.

Sie hatte den Kopf schräg zum Eingang des Cafés gedreht.

Okay, gut. Nein, sie hatte etwas anderes gesagt, sie sei müde und wolle es nicht zu spät machen. *Ich bin müde und möchte nicht zu spät ins Bett.*

Drunten war es natürlich nicht zu vermeiden gewesen, dass sie mich ansah. Da hatte sie mir die Story vom Dezerenten aufgetischt – über seinen bewussten oder unbewussten Sinn für Humor.

Aber als wir wieder draußen waren, hatte sie sich bei mir